Tati und Onkelo

Autor(en): **Dürrenberger, Erica Maria**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **38 (1973)**

Heft 3

PDF erstellt am: **06.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-859884

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Er pflanzt und er erntet, sie webet und spinnet,
Sie lächelt so lieblich, er kos't und er minnet,
Wohl altert das Kleid, wohl verblüht das Gesicht,
Doch Liebe nicht weicht und Zufriedenheit nicht.

Anmerkung

Gustav Schwab, Oberstudienrat in Stuttgart, 1792—1850, Nacherzähler und Herausgeber der «Deutschen Volksbücher» und der «Sagen des klassischen Altertums». Die Ballade (abgedruckt in «Der poetische Pilger», Stuttgart 1852) bezieht sich auf den Verkauf der Herrschaft Ramstein durch den Freiherrn Christoph an die Stadt Basel (am 12. Mai 1518, Basler Urkundenbuch 9, 415), wobei ausser 3000 Gulden in bar, für die Gemahlin Christiane zu Rhein «sammet oder dammast, wellichs ihr geliept, zu einer schuben» (Schaube = langes, weites Uebergewand) ausbedungen wurden.

Tati und Onkelo

Von *Erica Maria Dürrenberger*

Mitten in der schwülen Augustnacht erwachte ich, schwitzend, denn mir hatte geträumt, ich müsse so rasch wie möglich ein Weihnachtsgeschenk für Tati und Onkelo besorgen. Der Traum war so nachwirksam, dass ich keinen Schlaf mehr finden konnte. — Hatten wir da vorgestern über eine bekannte Geschäftsfrau gesprochen, die jetzt im heissesten Sommer ihre Bestellungen der Weihnachtsartikel aufgeben musste. Fast gar eine Alptraumsituation.

Warum mussten gerade sie mich um den gesegneten Schlaf des Gerechten bringen, sie, Tati und Onkelo? Und dazu noch den früher alljährlichen Schreck von Weihnachtsarbeiten — oder Geschenken heraufbeschwören. Eigentlich hiessen sie Tante Tildi und Onkel Otto. Unsere Decknamen waren viel zu schön. Besonders Onkelo, zierlich anklingend an Lancelot, den Helden der Artussage und Ritter der schönen Geneviève.

Natürlich hatte ich seit jeher überhaupt alles an ihnen versäumt, was man «freundliches Betragen» heisst. Als kleines Kind schon hatte ich ihnen nicht gefallen — und sie mir nicht. Sie hatten keine Kinder. Wie hätten sie auch... nicht vorzustellen, wie die ausgeschaut hätten! Trotzdem oder gerade deswegen fühlten sich beide dazu berufen, Kinder lieb zu haben und vor allem, ihnen «Gutes zu tun».

Tati hatte mich eingeladen, mit ihr zusammen eine Ferienwoche in einem «Hôtel» in den Bergen zu verbringen. Die zweite Woche wollte sie dann für sich allein sein, wohl um sich von den Strapazen mit ihrer Nichte zu erholen. Man stelle sich vor, ein richtiges Hôtel mit circonflexe — nicht zu vergessen

bei den Ferienbriefen, die ich sämtlichen Schulfreundinnen zu schreiben gedachte! Aber in diesem hölzernen Hôtel gab es ebenso hölzerne Gesichter, die ebensoviel verschnörkelte Redensarten im Mund führten wie die verschnörkelte Fassade Läublein und Erkerchen vorwies. An den Namen dieses Vogelkäfigs erinnere ich mich nicht mehr, vielleicht Frohsinn oder Alpenblick. An jenem nebligen Tag unserer Ankunft war zwar kein Alpenblick offen. Wahrscheinlich auch nicht an sonnigen Tagen, denn der Hotelkasten lag irgendwo in einem obskuren Tannenwäldchen versteckt. Auch gab es weder Schaukel noch Gigampfi, noch irgend ein Plätzchen zum Spielen, bloss Blumenrondelle mit magern Tagetes und halbverdorrten Begonien und geschlängelten Weglein drumherum.

In der zweiten Nacht — wir hatten ein gemeinsames Schlafzimmer, Tati und ich — fuhr sie mit einem fürchterlichen Schrei aus dem Schlaf empor, so dass sämtliche Medizinfläschchen auf der Glasplatte ihres Nachttisches zu klirren anfingen. «Das hab ich halt hie und da», sprach sie, als wäre nichts geschehen. Ich aber lag schlotternd unter den Decken, betete: Lieber Gott, der helfen kann und war froh, als der Morgen endlich dämmerte und die ersten menschlichen Geräusche und Stimmen zu mir heraufdrangen. Gerne hätte ich dem Portier beim Schuhputzen geholfen oder dem Servierfräulein beim Tischdecken, obschon ich eigentlich kein Faible hatte für diese wie mir schien absolut langweiligen Hausgeschäfte, denen ich just entronnen war. — Sie hätte «das» eben hie und da, meinte Tati noch einmal beschwichtigend beim Frühstück. Es seien die Nerven. Ich aber, im Innersten erschüttert und von Heimweh überwältigt, nahm wortlos mein Köfferchen und begann zu packen. Nein, es war ein Binsenkorb, ich entsinne mich noch — ein ganz neuer mit vier Lederecken und zwei Lederriemen, die man durch eine Schnalle zuzog. Unbeirrt, obwohl beschworen und beschrien, packte ich die geblümelten Röcklein, Socken, Schuhe, Waschzeug und Schreibzeug in den Korb. Zuoberst das Ferienbuch, eine Indianergeschichte, die mein für einmal generöser Bruder mir geliehen hatte: Aber machs jo nit wüescht! Das wirkliche Huronengeschrei hatte ich schaurig genug erlebt; stand immer noch unter dem Schock. Dann sagte ich Adieu und Vielendank und ergriff den Nickelhenkel des schweren Korbes, währenddem die Tante sogar in Tränen ausbrach. Aber nicht wegen mir und meinen nichtgehabten Ferien; bloss wegen dem, was die Leute sagen würden. So verliess ich am zweiten Tag das hölzerne Hotel mit dem nächsten Zahnrad- oder wars ein Drahtseilbähnlein? Im Hinunterfahren sah ich die Sonne strahlend über Alpweiden und Felszacken aufgehen. Dies war meine erste selbständige Reise. Am Bahnhof meiner Heimatstadt nahm ich von meinem Feriengeld ein Taxi, damals noch eine ungewöhnlich exklusive Art der Beförderung.

Zu Haus dann war die Ueberraschung vollständig. Man setzte sich in jener Zeit noch nicht ans Telefon wegen einem davongelaufenen Fratz. Heulend rettete ich mich in die weichen Arme meiner Mutter und liess, gut geborgen in meinem Hort, die ernsten Worte meines Vaters auf mich herabregnen. Zur

Strafe musste ich in jenen Sommerferien tagelang Johannisbeeren pflücken und strupfen. Doch wie wohl war mir dabei! Ueber dem grünen Versteck gleisste der Himmel so blau wie nie, und der Schrei der roten Milane über dem nahen Wald ertönte frei und herrlich. Anders als jener Urschrei einer im Grund zerrütteten Menschenseele mitten in der Nacht. Leider bin ich nie mehr an jenem anerkannt schönen Kurort gewesen — auch nie mehr von Tante Tildi eingeladen worden.

Onkel Otto war auf andere Weise erschreckend. Er war so korrekt, dass er sich selber und anderen nicht die geringste Korrektur gestatten konnte. Er war Stenographielehrer und darauf erpicht, seiner ausserordentlich unordentlichen Nichte Privatstunden in eben diesem Fach erteilen zu wollen. Zweimal in der Woche musste ich in diese, wie ich bei mir dachte und wohl auch halblaut von mir gab, «Profitstunde» gehen. Dort sollte ich vorerst einmal den Federhalter so halten, wie er es für einzig richtig fand. Die Greiffinger mussten sozusagen in der Luft schweben, der vierte und fünfte Finger jedoch durften als schwächliche Stütze auf den Fingerbeeren übers Papier schleifen. Das Ganze eher eine Spinne, die infolge einer Verletzung sich nur noch auf zwei zittrigen Beinchen fortbewegen kann. Als ich dennoch starrsinnig fortfuhr, die mit einem gefährlich spitzigen Federschäufelchen bewaffnete Feder sicher zwischen zwei Finger zu klemmen und die äussere Handseite bequem aufs Papier zu legen, da war Onkelo zutiefst empört: Man müsse nicht nur schön und richtig schreiben, sondern auch eine korrekte Handhaltung haben. Einmal dann erhielt ich eine korrekt gezielte Ohrfeige von seiner eher knöchernen Hand. Dies war der Abschluss meiner Privatstunden ... des «fast unberechneten Stenographieunterrichts», wie er sich ausdrückte. — Leider konnte später nach dem Tod der Beiden niemand in der Familie das Päcklein der stenographierten Liebesbriefe an Tante Tildi entziffern. So wurden sie, wie es sich eigentlich gehört, ungelesen verbrannt.

Die beiden freudlosen Verwandten sind längst entschwunden. Aber letzthin kam eine Cousine aus London zu Besuch und wir unterhielten uns ziemlich offen über das Musterpaar.
— Und weisst du, was das Netteste war? fragte sie mich.
— In den nassen Sommern, in denen die roten Wegschnecken sich zusammentun, den Zinnien und Salvien den Garaus zu machen, da kam des Morgens in der Früh Tati im grossgeblümten Barchentmorgenrock in den Garten und schnitt alle die grauslich schleimigen Viecher mit einer spitzigen Schere mitten entzwei.

Fast wäre mir die Moccatasse aus den Händen gefallen:
— Das ist aber nicht wahr!
— Und ob, frag nur mal Ralph, wenn du ihn beim nächsten Familientag triffst.
Ich schenkte uns noch einmal Kaffee nach, trank, schweigsam geworden. Das herrliche Gebräu wollte mir nicht mehr schmecken. Schade, ein Ekelgefühl

damit hinunterzuspülen! Dann plötzlich platzte ich los. Lachen ist oft die beste Medizin:
— Du, Lotti, denn isch unseri liebi Tati halt eben e Schnäggeschnydere gsi! «Schnäggeschnydere» welch wonnig baseldeutsche Trouvaille! Im Grund war ich sehr nachdenklich geworden. Mir war jener Aufschrei einer geplagten Seele wieder in den Sinn gekommen. Aber ich mochte nicht mehr davon reden.

Heimatkundliche Literatur

Liestal (Führer) Text von *Fritz Klaus.* Herausgegeben vom Verkehrsverein, Liestal 1972. Broschiert, 47 Seiten.

Es ist reizvoll, die verschiedenen Liestaler Stadtführer zu vergleichen: den dichterisch beschwingten von Karl Weber (1914), trefflich illustriert von Otto Plattner, den handlichen von Otto Gass (1939), einen ausführlicheren vom gleichen Autor mit mehreren Mitarbeitern (1951) und nun den allerneuesten von Fritz Klaus. Er umreisst in konzentrierter Form, gleichwohl flüssig und kurzweilig geschrieben, das Wesen des Kantonshauptortes — «für den Eiligen und nicht ganz Eiligen» —, lässt auch die Vergangenheit sprechen und begleitet den Besucher durch die Strassen und Gassen mit ihren Sehenswürdigkeiten. Das Büchlein wird durch gut ausgewählte Bilder illustriert; ein Plan der Altstadt, des Städtchens mit den öffentlichen Gebäuden und Einrichtungen und ein Kartenausschnitt mit den Autostrassen orientieren über die topographischen Verhältnisse. In einer neuen Auflage wären auch die Angaben über Parkplätze auf einem der Pläne wünschenswert. S.

Tätigkeitsberichte der Naturforschenden Gesellschaft Baselland. Bd. 28, 1969/70, Liestal 1972.

Der stattliche Band enthält die Berichte über die Vereinstätigkeit der Jahre 1969/70 und eine Würdigung des Botanikers Dr. Fritz Heinis (1883—1970). Die wissenschaftlichen Veröffentlichungen liegen auf den Gebieten der Mineralogie und der Paläontologie. *H. P. Stehlin* beschreibt Fluoritfunde im unteren Ergolztal und im Rheintal, *P. L. Maubeuge* Fossilien aus dem oberen Lias und *B. Engesser* untersucht im Hauptteil des Bandes die obermiozänen Säugetierfunde von Anwil (327 Seiten). Dieser Fundort war schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts bekannt, wurde neuerdings durch eine systematische Grabung des Naturhistorischen Museums Basel wieder erschlossen (LK 1069, 638.050/255.780). Aus zirka 10 t Rohmaterial konnten durch Schlämmen 6500 Einzelreste (Knochen und Zähne) gewonnen werden. Die Faunenliste enthält die folgenden Ordnungen: Insektenfresser (Igel, Spitzmaus, Maulwürfe), Flattertiere (Fledermäuse), Raubtiere (Marder, Schleichkatzen, Bär), Nagetiere (Hörnchen, Biber, Bilche, Hamster, von den letzteren 2085 Zähne), Hasenartige (Pfeifhasen), Unpaarzeher (Pferd, Nashorn), Paarzeher (Schwein, Hirsch, Zwergböckchen, Antilope). Altersmässig sind die Anwiler Funde in das obere Miozän zu datieren (vor zirka 15 Millionen Jahren). Es handelt sich um die Reste einer Waldfauna von 73 Säugetierarten (davon 3/4 Kleinsäuger), die in ein flaches, stehendes Gewässer (Anwiler See, nicht zu verwechseln mit den Anwiler Talweihern!) eingeschwemmt wurden. Zu Ehren der Ortschaft, der Liegenschaftsbesitzer und des Geologen Dr. W. Mohler, der bei der Ausgrabung behilflich war, erhielten drei neuentdeckte Species die Namen «anwilensis», «schaffneri» und «mohleri».

Die ausführliche, tiefschürfende Untersuchung, eine Basler Dissertation unter der Leitung von Dr. J. Hürzeler, wird durch zahlreiche Zeichnungen und Tafeln illustriert. Da die Tä-